

Heimwelt

Unterhaltungsbeilage des Vorwärts

Der gute Boden.

Eine Bauerngeschichte aus dem kommunistischen Rußland.

Von Pantelimon Romanow.

Der Großgrundbesitz war aufgeteilt worden. . . . Nach einiger Zeit begannen die Bauern wieder über Mangel an Land zu jammern. „Ihr habt doch jetzt mehr im Vergleich zu früher,“ sagte der Vorsteher des Kreislandwirtschaftsrates.

„Was haben wir von dem Mehr, bei uns ist der Boden hundsmiserabel.“

„Kann man das Boden nennen,“ sagte der Schmied. „Die Gräben schon machen uns genug Ärger. Im vorigen Jahr war auf meinem Feld ein ganz kleiner Graben, der mich, kann ich sagen, gar nicht am Pflügen hinderte. Er war auch ganz gerade, an seinem Rand gingst du mit dem Hakenpflug wie an einer Naht. In diesem Jahr haben ihn die bösen Teufel so groß gemacht, daß man nicht hinüberspringen kann, er läuft im Zickzack, kreuz und quer. Du drehst dich um mit dem Hakenpflug, drehst dich um und um, bis du keine Kräfte mehr hast.“

„Der Boden ist anders geworden,“ sagte der alte Ssofron, der nur das Alte gerne lobte und für die neue Zeit nur Berachtung übrig hatte. „Es gab eine Zeit, was waren da für Fesder und Wälder, und jetzt, die Pest weiß woher, ragen die Baumstümpfe aus dem Boden. Und die Gräben. Früher gab es keine Gräben, nun werden es von Jahr zu Jahr mehr.“

„Bei den Deutschen dort gibt es keine Gräben, weiß ich warum.“ fiel der Soldat Philipp ein, der als Kriegsgefangener in Deutschland gewesen war.

Alle wandten sich zu ihm hin.

„Also der Boden ist gut, sagte Ssofron, „die sind eben auf guten Boden gefallen.“

Und sich auf seinen Stuhl stützend, schaute er gramvoll zur Seite. „Sollen sie nur versuchen, zu uns zu kommen, da werden sie schon etwas sehen,“ bemerkte der Schmied.

„Ja, ein guter Boden ist wie ein verborgener Schatz, der einem unter den Händen entwischt,“ fügte der Dorfbader hinzu.

Er hatte schlimme Augen und sah abseits barsch auf dem Boden. Den Kopf hatte er mit einem Tuch umwickelt. Er sprach von dem Plage aus, wo er sah, mit dem Rücken zu den anderen gekehrt, weil er nicht in die Sonne schauen konnte.

„Nehmt mal den Boden von Stokolow,“ sagte er, während er eine Pfeife anrauchte und dabei ausspuckte, „was gab es dort für Ernten in den alten Zeiten!“

„Die Androsower Bauern waren lange auf diesen Boden erpicht, sie hatten sich angestrengt und ihn gekauft. Zwei Jahre freuten sie sich über die Ernte, sie gedieh ganz von selbst, ohne Dünger. Und nachher, was weiß ich warum, ist der Boden unfruchtbar geworden, es wächst nichts mehr.“

„Und woher kommt das? . . .“

„Sie haben ihn zu spät bekommen, der Boden war schon abgenutzt,“ erwiderte Ssofron. „Eure Schuhe werden doch auch abgetragen, so geht's mit dem Boden.“

„Ach, wären wir doch nur auf guten Boden gefallen,“ sagte aufgeregt der Schmied.

„Da hätten wir schon was leisten können.“

Abseits auf einem freien Platz, wo früher Hütte und Gärten des alten Schmiedes lagen, der im vorigen Jahr gestorben war, schlügen die Bauernbuben mit Steinen und Stöcken die kleinen grünen Äpfel von den Bäumen; sie sprangen hoch, brachen die Zweige ab, woran die Äpfel hingen. Ein Stoch flog zu weit und fiel nicht weit von der Stelle nieder, wo die Bauern auf dem Balken saßen und sich unterhielten.

„Bariet, ihr kleinen Teufel,“ rief der Schmied und schaute zu den Kindern hinüber. „Warum werft ihr von dort drüben? Könnt ihr nicht hierherkommen? Eure Köpfe arbeiten keinen Deut.“

Alle blinzelten auf die Kinder und schwiegen eine Zeitlang.

„Sieh doch mal,“ sagte Philipp, „was sind das hier für Äpfel,

wie eine Nuß so groß . . . und der deutsche Michel, Brüderchen, was hat der alles, Äpfel so dick wie zwei Fäuste, und Birnen, Pflaumen, das ist wie im Paradies.“

„Der Boden ist gut, das ist das Paradies,“ sagte leuchtend Ssofron und schaute wieder weg.

„Die Dummköpfe bekommen immer den besten Boden,“ bemerkte mürrisch der Dorfbader. Er hielt mit der einen Hand sein Auge und mit den Fingern der anderen Hand stocherte er in dem brennenden Tabak seiner Pfeife, an der er mit den Augen blinzeln unaußhörlich saugte.

„Der gute Boden lebt nicht Leute unserer Art, er versteckt sich möglichst weit: wo die arbeitenden Bauern sind, dort ist er nicht. Nimm da unseren Bezirk, wohin du schaust, überall sind Gräben, und diese Baumstümpfe, der Teufel soll sie holen. Der Roggen ist mager, kein Wald ist mehr da, das Brachfeld ist kahl, das Vieh ausgehungert. Nur dort, wo keine Bauern sind, ist der Boden gut und fett. . . .“

„Das ist richtig. Die Unseren sind vor fünf Jahren nach Sibirien ausgewandert. Zuerst schrieben sie, daß der Roggen wie ein Wald wachse.“

„Wie ein Wald, gnade Gott, sag.“

„Und Kartoffeln — einfach Tausende . . .“

„Tausende? . . .“

„Und, sag' ich, man hat gar keine Mühe. Pflügen? — man pflügt nicht, man scharrt ein wenig mit Lannenzweigen, und dann ist's schon gut, du kannst den ganzen Winter auf dem Ofen liegen.“

„Das ist ein Boden,“ sagten mehrere Stimmen.

„Nun ja, so lebten sie drei Jahre. Dann — auf Wiedersehen — fängt die Erde an störrisch zu werden und will nicht mehr gebären. Und der Wald, man weiß nicht wieso — schreibt man mir — ist niedergebrannt.“

„Wie kam es?“

„Wer weiß das.“

„Sicher gefällt es dem Boden wieder nicht, daß der Bauer gekommen ist.“

„Jetzt weiß man gar nicht mehr, wo der gute Boden steckt,“ sagte leuchtend Ssofron.

„Er ist wohl dorthin entschwinden,“ sagte der Dorfbader, der noch immer in derselben Stellung saß und ohne jemand anzuschauen, mit dem Daumen rückwärts nach rechts zeigte.

Alle schauten dorthin, wo hinter den Roggenfeldern am Horizont in der Ferne sich neblige Waldstreifen bläuen.

„Ach nein, ich sehe schon, wohin du auch gehst — kein Ende,“ sagte Andrey Goriun, ein magerer Bauer, der barsch auf dem Balken saß.

„Ja, jetzt hat man uns ein Stückchen Land zugeteilt,“ sagte Ssofron, „aber das ist doch immer dieselbe Erde, hiesige Erde. Hätte man uns von einem anderen Ort neuen Boden gegeben, das wäre eine andere Sache. Oder vor zwanzig Jahren schon, da hätten wir zwanzig Jahre lang diesen guten Boden ausnützen können. Nun werden wir drei Jahre pflügen, und es wird schon nichts mehr sein.“

Er nahm den Filzhut ab und traute sich langsam den Kopf.

„Keine drei Jahre wirst du pflügen,“ bemerkte der Schmied.

„Und die Nikitower Erde haben damals die Finnen gekauft, bei ihnen bleibt der Boden immer fruchtbar.“

„Die haben ihn früh bekommen, daher bleibt er so.“

„Wer weiß, vielleicht pflanzen sie immer Minze.“

„Ja, sie kennen das Zauberwort, deshalb bleibt er so fruchtbar.“ „Das ist richtig,“ stimmte Ssofron zu, „wie für die Frucht braucht man für den Boden das richtige Wort. Und wer kennt das Wort heutzutage. Siehst du, was für eine Jugend heuer ist. . . .“

Er schaute wieder zur Seite. Nach einigem Schweigen fügte er hinzu:

„Deshalb geht alles zugrunde. Kein Wald zwanzig Werst herum, die Erde wie Asche. Wie lange wird dann der neugeteilte Boden reichen. Wenn man uns Steuern zahlen läßt, ist der Boden futtsch.“

„Sehr einfach. . . .“

„Man sollte den guten Boden suchen gehen. . . .“
„Ja, wirst du ihm denn nachlaufen können,“ sagte mürrisch der Dorfbar. „Heute bebaut du das Feld und morgen wird es ganz kahl bleiben.“

„Sehr einfach . . .“
„Ach, wenn wir doch nur ein Jährchen einen Boden hätten, der ohne Zutun trägt,“ sagte der Schmied, „daß wir unseren Rücken nicht zu krümmen brauchen.“

„Ober das Wort erfahren! — In den alten Zeiten hat man viele Worte gekannt, du murmele — und alles ist fertig, du brauchst nur zusammenzuraffen.“

„Mit dem Wort wirst du auch nicht weit kommen,“ sagte Philipp, „es wäre schön, wenn man von den Deutschen ein Stück guten Boden wegnehmen könnte.“

„Ganz gleich, er wird auch dann nicht für zwei Jahre reichen, es kommen Gräben und Baumstümpfe,“ erwiderte verzweifelt Andrey Sorium.

„Wenn wir den guten Boden fänden und dazu noch das Wort erfahren,“ sagte der Schmied und schaute alle an.

Aber alle schwiegen trostlos und verzagt: Das Wort haben alle vergessen, und der gute Boden wird nicht lange reichen.

(Aus dem Russischen übertragen von Hersto.)

Die vorletzte Fahrt.

Von Stadtarzt Dr. Alfred Korach.

Hoch oben im Berliner Norden, an der Ecke Prenzlauer Allee und Fröbelstraße, unmittelbar benachbart dem Asyl für Obdachlose, liegt das Friedrich-Wilhelm-Hospital. Sein großer Gebäudekomplex beherbergt, abgesehen von Verwaltung und Pflegepersonal, über 1500 Hospitaliten, die meisten über 70 Jahre, viele jenseits des 80. Lebensjahres, manche neunzigjährig.

In früheren Jahren, vor dem Kriege, lebten im „Fröbelhaus“, wie der Volksmund sagt, zahlreiche alte Leute, die noch ganz munter und beweglich waren, die dort ein Heim, eine Wohnstätte für ihren Lebensabend gefunden hatten. Oft waren es solche, die Verwandte nicht besaßen oder deren Angehörige sich um sie nicht kümmerten. Heute bietet das Friedrich-Wilhelm-Hospital ein ganz anderes Bild. Es hat keinen Anstaltscharakter gewahrt. Aus ihm ist in der Hauptsache ein Krankenhaus für chronisch Kranke geworden.

Viele Familien, die in früheren Zeiten ein autokratisches Dasein führten und manchen Notgroßen im Schrein liegen hatten, pflegten ihre flecken Familienangehörigen oft viele Jahre lang in ihrem Haushalt, trotz hoher Kosten, trotz großer Mühen; sie erfüllten diese Ehrenpflicht gern und opferfreudig. Heutzutage sind zahllose Familien proletarischer Kreise und weitaus der meisten Schichten des alten Mittelstandes hierzu einfach nicht mehr in der Lage. Die Arbeitseinkommen sind gesunken. In den Zeiten der Inflation und der Arbeitslosigkeit wurden die letzten Notgroßen aufgezehrt, Wäsche, Bettzeug und viele andere Gegenstände des Haushaltes, die zur Krankenpflege unentbehrlich sind, wurden abgenutzt, immer weniger brauchbar, aber nicht erneuert. Die häusliche Betreuung eines flecken Großvaters in der Familie gestaltete sich immer schwieriger, immer unerträglicher und wurde in vielen Fällen gänzlich unmöglich infolge der entsetzlichen Wohnungsmisere.

Stellte sich Familienzuwachs ein oder heiratete die Tochter und brachte den wohnungslosen Schwiegerjohn mit ins Haus, so war für Großmutter oder Großvater einfach kein Platz mehr verfügbar, auch nicht in der Küche — und so füllte sich das Hospital immer mehr und mehr.

Aber noch ein anderes erschwerendes Moment kam hinzu. In den städtischen Krankenanstalten stauten sich die Patienten, die an einem chronischen Uebel litten, Menschen, die krebskrank, urheilbar schwindsüchtig oder schwer gelähmt kaum noch irgend welche Heilungsaussicht besaßen. Andere, an akuten Krankheiten Leidende verlangten Einlaß in die Krankenhäuser, und so ergab sich mehr denn je die Notwendigkeit, die chronisch Kranken, wenn irgend möglich, nach dem Hospital zu verlegen. Die „alteingesessenen“, noch rüstigeren, gefähigsten Hospitaliten im Fröbelhaus, von denen manche dort schon fünf und zehn und fünfzehn Jahre gelebt hatten, mußten nun in großer Zahl anderswo untergebracht werden. Manche wurden nach dem Städtischen Hospital in Buzh verlegt, die meisten bringt man aber jetzt in Altersheime der Mark Brandenburg, wo die Provinzialverwaltung der Stadt Berlin Plätze zur Verfügung gestellt hat.

Für viele Hospitaliten ist diese Verlegung sehr schmerzlich. Sie bedeutet den Abschied von Berlin, das sie nie wieder sehen werden, den Abschied von Ackerwänden und Freunden, die auch nur höchst selten eine mehrstündige Eisenbahnfahrt unternehmen werden, um für einen Augenblick im Provinzhospital guten Tag zu sagen. Die bittere Notwendigkeit zwingt aber zu dieser Maßnahme; denn man kann unmöglich die schwer chronisch Kranken, die an ihrer Stelle eine Lagerstätte im Fröbelhaus erhalten, meilenweit mit Auto oder Eisenbahn hinwegbefördern.

Tragisch ist es aber doch, wenn auf dem schmucken Hof des Friedrich-Wilhelm-Hospitals einer seiner uralten Berliner Fremder steht, der wiederum 20 alte Fröbelaner einlädt zur vorletzten Fahrt . . .

Mozart auf der vollstümlichen Opernbühne

Von Robert Voeger.

Der größte dramatische Komponist aller Zeiten und Länder, Wolfgang Amadeus Mozart, schenkte uns auch die erste lebensfähige Volksoper. Die Oper, entstanden unter italienischen Edelleuten, war ausschließlich für die oberen Bevölkerungsschichten gedacht; sie wurde von den Fürsten gefördert, jeder noch so kleine Herrscher eines deutschen Ländchens wollte wenigstens seine Hofoper haben. Da machten sich gegen Ende des 18. Jahrhunderts Bestrebungen geltend, die auch dem Volke die Oper übermitteln wollten. Bislang trug die auf italienischem Boden geborene Oper auch ein durchaus italienisches Gewand. Italienisch war der Text, italienisch die Musik, denn auch die nichtitalienischen Komponisten waren durchweg in Italien in die Schule gegangen. Jetzt wurden darin einschneidende Änderungen getroffen. Eine deutsche Oper, die für alle bestimmt sein sollte, wurde gefordert. Doch drang man zunächst nicht durch. Eine deutsche Singpielbühne wurde in Wien ins Leben gerufen, aber da kein Komponist von Rang sich entschließen konnte, für das deutsche Singpiel zu schreiben, mußte das Theater bald seine Pforten schließen. Auch wurden nur Singspiele, d. h. kleinere, leichtere Opern, gegeben, die erste große Oper — opera seria — blieb italienisch. Nur durch ein Ereignis ist die Geschichte dieses ersten deutschen Volksoperversuches bemerkenswert: Mozart schrieb für diese Bühne „Die Entführung aus dem Serail“, die erste deutsche Volksoper. Weit über den Rahmen eines Singspiels hinausgehend, schuf Mozart Charaktere, die die Grundlagen für die Personen der späteren romantischen Oper abgaben. Mozart selbst wandte sich, da die Singpielbühne einging, von der deutschen Oper, die ihm vorläufig nichts mehr bieten konnte, ab, doch genügte der einmal gegebene Anstoß, um das Interesse an der deutschen Oper wachzuhalten und zu stärken. Er selbst nahm den Faden der Entwicklung erst wieder mit der „Zauberflöte“ auf, einem Werke, von dem schon R. Wagner sagte: Das Genie tat hier einen fast zu großen Riesenschritt, denn, indem es die deutsche Oper erschoß, stellte es zugleich ihr vollendetes Meisterstück hin, das unmöglich übertroffen, ja nicht einmal erweitert oder fortgesetzt werden kann. Die „Zauberflöte“, die zuerst auf einer Vorstadtbühne in Wien, nicht etwa im Hoftheater, in Szene ging, hat einen ungeheuren Einfluß auf die Musik des 19. Jahrhunderts, das Jahrhundert der Blütezeit deutscher Musik, ausgeübt. Die Figuren dieses Stückes weisen schon auf die Gestalten der vollstümlichen Oper, des „Freischütz“, hin. Ihre Melodien beeinflussen den Großmeister des deutschen Liedes, Franz Schubert; viele seiner schönsten Lieder atmen Mozartschen Geist oder zeigen in der Melodik Mozartsches Gepräge. Auch das Volkslied erfuhr durch Mozarts letztes Meisterwerk eine große Bereicherung. Die Oper selbst war schon im Anfang des 19. Jahrhunderts in Deutschland allgemein beliebt. So hat Mozart mit diesem unvergänglichen Wert die deutsche Musik zum Leben erweckt und zuerst auch dem Volke eine Oper gegeben.

Wie aber steht es heute? Dieser große Meister, dieser von herrlichen Melodien überquellende Genius, dem wegen seiner Reinheit, Klarheit, leidbeglückenden und schmerzlösenden Heiterkeit der erste Rang gebührt, ist von seinem Platz zum Teil verdrängt. Wenn gelten Mozarts Meisteropern heute noch als Volksopern? Weber, Lohjüng, Klotow, ja, das sind Komponisten, die fürs Volk geschrieben haben. Aber Mozart? Nein. Der ist doch ein Klassiker, und Klassiker sind nicht vollstümlich. So denkt man heute. Dabei aber kennen die wenigsten seine Stücke, die meisten verbinden mit ihm nur eine unklare Vorstellung. Er ist ihnen zu hoch, unnahbar, kühl, greift nicht ans Herz. Daher kommt es, daß man ihn auf den Spielplänen unserer Opernbühnen selten sieht, einzelne seiner Werke finden überhaupt keine Gnade mehr vor den Operndirektoren. Das ist nicht nur ein bedauerndes Zeichen musikalischen Tiefstandes, daß dieser Mann, dem einst ein ganzes Volk begeistert lauschte, uns heute fremd geworden, es spricht auch gegen unsere ganze Lebensauffassung. Gerade unsere Zeit hätte Mozartschen Geist sehr nötig. Seine vollendete Harmonie, seine unverwundliche Frohnatur, die auch die größten Widerwärtigkeiten lachend überwindet, könnte uns aufrichten und beleben, könnte uns neue Kampfesfreude im Widerstreit mit der Härte des Schicksals einhauchen. Wir sind verquält, zertrübt, von Unvollständigkeiten gebeugt, wir sind aufgewühlt, zerrissen. Unsere moderne Musik ist ganz dazu geeignet, diesen Zustand noch zu steigern, unsere aufs äußerste angespannten Nerven zu überreizen. Die Neuesten führen uns in kein besseres Reich, sie vergrößern unsere Zerrissenheit. Mozart dagegen vermag uns kraft seiner Größe und Erhabenheit emporzuheben, uns zu befreien und zu erlösen. Deshalb wäre es sehr wünschenswert, wenn er bei vollstümlichen Aufführungen mehr berücksichtigt würde, wenn sein Name öfter, als es bisher geschah, auf den Theaterszetteln unserer Opernbühnen zu lesen wäre. Auch seine letzteren gegebenen Werke könnten herangezogen werden; es ist oft nur ein ganz halbes Vorurteil, das viele davon abhält, sich der Musik Mozarts zuzuwenden. Seine Werke erfordern weder ein großes Orchester, noch bieten sie heftige Schwermelodien; nur ein Singsänger in seinem Stil, ein Aufgebot in sein Wesen ist notwendig. Heute ist es selten, eine vollständige Mozart-Oper zu hören. Die bestmögliche Bequemlichkeit, das keine, Zarze ist uns verlorengegangen. Wir beschwören seine klarsten, durchsichtigsten Werke mit den Bleigewichten des Wagner-Stils, wir dehnen seine heiteren, lebensspühenden Opern zu ädnen, lehrerlangweiligen, philiströsen Trauerspielen mit Musik. Das müßte im Interesse der Hebung unserer vollstümlichen Musik ein Gegenstand sein.

„Vaterlandslose Gesellen“.

Hebt wieder einer gegen euch die Hand
und spricht, ihr Armen habt kein Vaterland,
so steht doch auf und fragt ihn einmal frei,
was unser Deutschland für den Reichen sei!

Ist es das Land, das er mit Arbeit schmückt,
des Ehre ihn erfreut, des Leid ihn drückt?
Ist es das Land, das er im Herzen liebt,
für das er duldet und für das er gibt?

Ist es die Heimat, seines Volkes Herd?
Das Land der Brüder, die er treulich ehrt?
Ja steh da einer auf und frag' ihn frei,
ob so dem Reichen unser Deutschland sei!

Und nicht das Land, in dem er Schätze rafft?
Und nicht das Volk, das mühsam für ihn schafft?
Nicht deutsch, nicht heimat, nur ein Fehlen Welt,
so sei, wie alles, um sein schnödes Geld!

Ludwig Thoma.

Flußpferde.

Von Eric von Rosen.

Wir entnehmen diese Schilderung dem bei Steder und Schröder in Stuttgart erscheinenden Reisebericht von Eric von Rosen: „Tom Kap nach Kairo“, das uns auf spannenden Märchen längs durch den ganzen schwarzen Erdteil führt.

Am Abend machte ich unter Begleitung von einigen Schwarzen einen Ausflug auf das Ufer des Nils nach halbständigem Spaziergange dem Ufer, denn Fries hatte mir erzählt, daß er im Flusse Herden von über hundert Flußpferden gesehen habe. Bald hören wir auch das Prusten der gewaltigen Tiere. Vorsichtig, mit geladener Kamera schleiche ich zwischen den mächtigen Schilfbüscheln vor, bis ich plötzlich Ausblick auf den Fluß habe. Den Anblick, der sich mir bot, werde ich nie vergessen.

Auf dem gegenüberliegenden Ufer schwimmen vor mir etwa zwanzig Flußpferde, von denen die Mehrzahl so tief liegt, daß nur die Köpfe zu sehen sind. Manche liegen in tieferem Wasser, wo sich die riesigen Körper gleich grauen Klippen aus dem Wasser heben. Eine ganze Familie schlüft auf dem Uferland zwischen Fluß und Schilf.

Sie und da bewegen sie sich gemächlich, grunzen ein wenig und sehen ihre Siesta fort. Das alte Männchen öffnet seinen Riesenrachen zu einem Retordgähnen, das eine Jahngarnitur von fürchterlichem Aussehen enthüllt. Es scheint nach dem Mittagschlaf ein erfrischendes Bad für das Rechte zu halten, denn es steht auf und spaziert mit der ganzen Würde und dem sicheren Selbstbewußtsein des Familienvaters ins Wasser hinaus, bogt im Vorbeigehen zwei seiner Jungen die verstaubten im Wasser liegen und nun aufspringen. Die unbeholfenen Flußpferdinder gleichen in hohem Grade wohlgenährten Schweinen, und ihre Farbe ist ein Mittelweg zwischen grau und rot. Zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen beginnen sie zu raufen, und nie habe ich etwas Lächerlicheres gesehen als das plumpe Spiel dieser Flußpferdjungen. Doch scheinen sie endlich Bärenhens Beispiel folgen zu müssen, und so plumpen die Spickameraden in den Fluß.

Einer meiner Schwarzen deutet mir, daß er flussaufwärts etwas Merkwürdiges zu zeigen habe. Nach einer Wanderung von etwa zehn Minuten höre ich wieder das wohlbekannte Prusten. Nur ein schmaler Schilfkürrtel trennt mich vom Fluß, der nach dem Lärm zu urteilen von Flußpferden wimmeln muß. Und als ich, einem Flußpferdpsode folgend, durch das Schilf komme, werden meine Erwartungen nicht getäuscht.

Die Zahl von Flußpferden ist überwältigend, ich fühle mich um eilfde zehntausend Jahre zurückversetzt in eine Urzeitlandschaft, die kein menschliches Auge geschaut hat. Ich kann es kaum fassen, daß es auf unserer Erde im zwanzigsten Jahrhundert wirklich Plätze gibt, wo solche Riesentiere in so erstaunlicher Zahl vorkommen und ihr Leben so ungestört vor den todbringenden Waffen der zivilisierten Menschen verbringen, wie in der Morgendämmerung der Zeiten.

Ich setze mich ans Ufer und genieße das seltsame Schauspiel. Ich zähle die Tiere und finde, daß ich mehr als hundert vor mir habe. Das war ein Schrauben, Grunzen und Gähnen ohne Ende. Meine Anwesenheit scheint sie nicht zu stören, nur die nächsten würdigen mich hie und da einer flüchtigen Aufmerksamkeit. Die starke Strömung läuft jedoch entlang des Ufers, an dem ich sitze, und so ziehen die Tiere vor, in dem ruhigen Wasser der anderen Seite zu verweilen, aber ab und zu schwimmt ein besonders neugieriges Flußpferd hinaus und kommt auf zehn Meter heran, worauf es gewöhnlich mit verächtlichem Blasen untertaucht.

Nachdem ich die Herde, die allerdings eine zu große Ausdehnung hatte, um ganz auf die Klippe zu kommen, aufgenommen habe, wählte ich mir zwei alte Männchen aus, die schöne Hauer haben. Da konnte er natürlich nicht unterlassen, auf die armen chunungelosen Tiere zu schießen, denkt wohl der Leser, und ich gestehe gern, daß dieser Gedanke völlig richtig ist.

Es bedurfte nämlich keiner großen Fertigkeit, um irgendeines dieser Flußpferde zu töten, und die Gefahr, anesfallen zu werden war gleich Null, wenn man auf dem Ufer stand. Soll die Fluß-

pferdjagd spannend sein, so muß man diese Tiere von einer Jasse oder einem Kanu aus angreifen. Hier war jedoch kein Kanu aufzutreiben, und da ich zwei vollständige Sähe von Flußpferdzähnen aus dieser Gegend haben wollte und außerdem hoffte, daß das Töten zweier Tiere den übrigen zur Warnung gereichen würde, damit die ganze Herde nicht eine leichte Beute des erstbesten Eisenbeinjägers werde, schoß ich die zwei auserwählten Exemplare.

Zu meinem großen Erstaunen machten die Schüsse keinen besonderen Eindruck. Als sie trachten und die leblosen Körper der zwei Kameraden mit dem Strom forttrieben, erwachten die gewaltigen Tiere freilich für einige Augenblicke, schüttelten ihre dicken Schädel und grunzten zornig, verankten aber gleich wieder in ihre bequeme Ruhe. Die Tiere waren ja an donnernde Ungewitter gewöhnt, die vorbeizogen, ohne ihnen zu schaden, und es ist natürlich für ein träges Flußpferdhirn nicht so leicht zu fassen, daß eine lange genossene Friedenszeit zu Ende ist.

Instinkterzeugung und Instinktwandlung.

Von Otto Deigmer.

Ein wichtiger Journakst erlaubte es sich einmal, den Anwalt eines viel verfolgten, viel gequälten Tieres zu spielen — des Kaninchens. Sein Heulleton war in Form eines stommenden Protestes abgefaßt. Eine betagte Kaninchenmutter erhob ihn. Klage über diese und jene Marter und Qual, die der Mensch ihrer Familie zudachte, und vergaß auch nicht des Versuchstanzinschens. Jenes arme Tier, das der Forscher auf spießindigste Art zu Tode prinige. Sei es, um seinen Todeskampf unter der Luftpumpe zu studieren, sei es zur Erprobung eines Bazillus in seinem Körper. Ein gleiches unglückliches Opfer ist die Maus. Sie mußte Schreckliches erleben. Man schnitt sie nicht vielleicht lebend in Stücke, noch fügte man ihr sonstwie äußerlich körperliche Schädigungen zu. Nein, Professor Pawlow erlangte eine bessere Methode der Tortur. Er ließ seine Versuchstiere, die Mäuse, hungern. Dieß sie hungern, bis sie empfindlich die Magenleere verspürten. Dann, plötzlich auf ein Klingelzeichen gab er ihnen die Möglichkeit, den Futterplatz aufzusuchen. Er wiederholte diesen Vorgang solange, bis die Mäuse dertart dressiert waren, daß sie beim Erörnen — nicht des Gongs — der Klingel zum Futterplatz eilten. Ähnliche Erfolge gelangen Pawlow bei hunden. Ein hungriger hund wird beim Anblick von Nahrung Speichel absondern. „Das Wasser lief ihm auch im Munde zusammen“, wenn Pawlow das Tier auf einen bestimmten Ton dressierte. Blich dann die Nahrung aus, so rief das bloße akustische Zeichen die gleiche Reaktion hervor wie das erhoffte Futter. Pawlow nannte diese willkürlich erzeugten Assoziationen „bedingte Reflexe“ zum Unterschied von den angeborenen. Bei den Mäusen übertragen die dressierten Tiere die erworbenen Assoziationen auf ihre Nachkommen, allerdings in verminderter Weise. Waren beim alten Tier 100 Versuche nötig, um die Reaktion, die im Aufsuchen der Futterstelle bestand, durchzuführen, so genügten in der nächsten Generation schon 75 Versuche. Wurde diese Generation weiter gezüchtet und dressiert, so nahm die Anzahl der Vorversuche immer mehr ab, bis endlich diese zwar nicht überflüssig, doch auf ein Minimum reduziert waren. Ein bedeutender wissenschaftlicher Ausblick eröffnet sich da! Denn sollte es gelingen, die bedingten Reflexe und Instinkte verwertbar zu machen, daß also das neugeborene Tier beim Erörnen einer Klingel nach Nahrung verlangt beziehungsweise Speichel absondert, so wäre damit der effektivste und sinnfälligste Beweis für die Vererbung erworbener Eigenschaften erbracht.

„Zwei Triebe beherrschen das Weltvertriebe, der Hunger und die Liebe“, so oder ähnlich lautet das Schillerische Zitat. Nun, mit dem einen Trieb hätte sich Pawlow wohl genügend beschäftigt. Mit dem anderen experimentierte Finkler herum. Nicht am Menschen, dagegen an einem für diese Zwecke geeigneten Objekte, dem Bergmolech. Wird es Frühling, dann bekommt es dieser Lurch, wie mancher anderer, mit der Liebe zu tun. In seinem farbenprächtigen Hochzeitskleid sucht er die Nähe des Weibchens, bemüht, seine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken. Ist ihm das gelungen, so ist er wie ausgewechselt. Früher ruhig, teilnahmslos für seine Umgebung, jetzt in heftigster Erregung sich mit dem Schwanz die Flanken peitschend. Nach langem Werben legt endlich das Männchen den Samen ab. Das Weibchen, erotisiert durch seines Geigners Minenspiel, nimmt im Darüberwegtreichen den Samen in die Kloake auf. Den natürlichen Trieb zum Liebespiel wandelt Finkler in einen bedingten Reflex. Kochsalz ist für den Molch wie alle anderen Lurch sehr gefährlich. Auf dem Trocknen mit Salz übersättigt, gehen sie unter fürchterlichen Schmerzen zugrunde. Für den Molchmann wurde aber das Salz noch anders von Bedeutung. Als er nämlich im Wasser mit Kochsalz selbstverständlich in nicht lebensgefährlicher Menge, in Berührung kam, da wurde er vom Liebesrausch erfasst. Schlug sich die Flanken im Werbespiel um das jetzt gar nicht vorhandene Weibchen. Nur durch das Salz und sogar ohne das Salz, Finkler brachte dieses Liebesmittel des Lurches mit einem Pinsel in das Aquarium. Einmal nun — geschah es mit Absicht oder unwissentlich — tauchte der leere Pinsel in das Aquarium. Der Flankenschlag blieb natürlich aus, glaubt man, doch glauben heißt nicht wissen. Denn er erfolgte wie sonst, da der Pinsel Salz trug. Die Deutung liegt nicht fern. Die hautreizende und sinnenerregende Wirkung des Salzes wirkte auf das Molchmännchen erlösender. Schließlich gezwungen keine Hochzeitspiele beim Eintauchen des Salzpinsels ins Wasser aufzunehmen, genügte endlich der Anblick des leeren Pinsels, die Reaktion hervorruft.

Eine Delikatessenz der Dschungeln. Auf dem Malaischen Archipel ist ein Baum heimisch, dessen Früchte trotz ihrem widerlichen Geruch von den Eingeborenen geschätzt werden, daß um den Besitz der einzelnen Bäume zwischen den Dörfern wilde Kämpfe entbrennen, in deren Verlauf oft die gesamte Bevölkerung umkommt. Es handelt sich um den Zibethbaum (*Durio zibethinus*), dessen Früchte Durionen heißen. Sie haben die Größe eines Menschenkopfes, und das Fleisch ist von einer grünen Schale umhüllt, die mit zoll-dicken, pyramidenförmigen scharfen Stacheln besetzt ist. Die Frucht ist wie die Apfelsine fächerartig in fünf oder sechs Abschnitte geteilt. Ein mit Früchten beladener Bogen vorbereitet weihen einen so penetranten Geruch, daß man ihn lange riecht, ehe man ihn zu Gesicht bekommt. Für eine europäische Nase ist dieser Geruch geradezu unerträglich und so widerlich, daß kein Europäer die Frucht zu essen wagen würde. Das Fleisch ist cremeartig und breiig. Wenn man eine Banane zerquetscht, das Fleisch mit einer gleichen Quantität von Rahm vermischt, etwas Schokolade und genug Knoblauch hinzusetzt, um dem ganzen eine seltsame Würze zu geben, so würde man eine Speise erhalten, die im Geschmack den Durionen ähnlich ist. Wenn die Früchte reifen, so geraten Mensch und Tier in einen Zustand listerner Öer. Eine der Eigentümlichkeiten der Frucht ist es auch, daß ihr Genuß die Tiere zur Brunst treibt. Aus diesem Grunde wird die Frucht von den Jägern als Köder zur Anlockung des Wildes benützt. Der Elefant zerstampft die Frucht mit seinen Füßen, um die Haut mit den scharfen Stacheln zu entfernen, er öffnet sie dann müheless mit dem Rüssel und frisst zuerst das Mark und dann die Schale. Flußpferde, Tapire, Wildschweine, Büffel, kurz alle Wildarten des Archipels bearbeiten die Früchte mit den Füßen, um sie zu öffnen. Nur der Bär, der Tiger, der Leopard und die kleineren Katzenarten benützen zu diesem Zweck ihre scharfen Krallen. Wenn die Jahreszeit der Baumbüte heran-nahet, schlagen die Eingeborenen um die Bäume ihr Lager auf und beobachten das Heranreifen der Früchte; dabei sind sie bemüht, sich vor den herabfallenden Früchten zu schützen, da die scharfen Stacheln gefährliche Wunden verursachen. Bei der Ernte verwendet man deshalb auch, wie bei der der Kokosnüsse, für diese Zwecke dressierte Esel.

Naturwissenschaft

Intelligente Vögel. Die neuesten Untersuchungen über die Vernünftigkeit der Vögel, die von M. P. Sadowintona angestellt worden sind, haben gezeigt, daß Singvögel außerordentlich schnell bestimmte Aufgaben lösen lernen. Nach 20 bis höchstens 40 Versuchen sind sie imstande, sich in einem ziemlich komplizierten Labyrinth zurechtzufinden, wobei sie sich in erster Linie auf ihr Auge verlassen. Wichtig erscheint die Beobachtung, daß sich die Vögel nicht, wie es etwa ein Mensch machen würde, nach bestimmten sichtbaren Merkmalen im Labyrinth orientieren; vielmehr merken die Tiere sich den Weg dadurch, daß sie die Verteilung von Licht und Schatten beobachten. Außerdem ist es immer noch etwas geheimnisvolle „Bewegungssinn“ die Vögel; denn wenn ihnen die Augen verdeckt werden, so erinnern sie sich doch von früher an die eingeschlagene Richtung und finden sich meist schwerm aus dem Labyrinth heraus. Haben Vögel zwischen mehreren Möglichkeiten zu wählen, dann zeigen sie sich außerordentlich geschäftig und übertreffen bei weitem alle Tiere, deren Intelligenz bisher mit dieser „Wahlmethode“ untersucht wurde. Ein Schwein z. B. ist nicht imstande, aus nur drei Türen die richtige zu finden, die ins Freie führt; ein Ferkel dagegen lernt unter neun Ausgängen schnell immer richtig zu wählen. Ferkel zeichnen sich besonders durch ihre Vernünftigkeit aus; sie finden sich am schnellsten zurecht, merken sich das Gefernte sehr lange — so mußte noch nach 5 Monaten Pause ein Ferkel sofort, daß er die erste Tür links gehen mußte!

Lebendgebärende Käfer. Es ist eine sehr ungewöhnliche Erscheinung, daß Käfer keine Eier legen, sondern gleich Larven zur Welt bringen. Wie der Entomolog Perroud beobachtete, gibt es einige prächtige gefärbte Blattkäfer der Gattung *Chrysomelera*, deren auffallend dicke Weibchen etwa 2 Millimeter lange Larven auf Blättern absetzen. Einmal oder zweimal am Tage werden gleich mehrere Jungte hintereinander geboren, meist 3 bis 6; dann folgen einige Ruhetage und von neuem werden lebende Larven abgesetzt, die bereits eine Minute nach ihrer Geburt beginnen, ein Loch in ihr Blatt zu fressen.

Medizin

Heilung der Gehirnverwundung. Unter den Krankheitsformen, die die Syphilis zeitigt, nimmt seit langem die Gehirnverwundung — die progressive Paralyse — eine Sonderstellung insofern ein, als sie bis vor einigen Jahren ebenso wie die auf Syphilis beruhende Rückenmarkschwindsucht — die *Tubes dorsalis* — unheilbar erschien. Beide Krankheiten wurden nämlich weder durch Salvarsan noch durch Quecksilber oder irgendwelches anderes Mittel bis dahin entscheidend beeinflusst. Zwar kommt es im Verlauf der Rückenmarkschwindsucht nicht allzu selten zu einem mehr oder weniger langanhaltenden Stillstand, während man bei der Gehirnverwundung höchstens einige kürzere Zeit andauernde Besserungen hier und da erleben konnte,

bis dann aber doch nach relativ kurzer Zeit der Zerfall der Persönlichkeit ein vollkommener wurde.

Heute stehen wir jedoch der progressiven Paralyse — der Gehirnverwundung — keineswegs mehr machtlos gegenüber. Schon in den 80er Jahren des vorigen Jahrhunderts hatte ein bekannter österreichischer Nervenarzt, Prof. Wagner von Jauregg, beobachtet, daß vorübergehende hochfieberhafte Erkrankungen den Verlauf der Paralyse günstig beeinflussen können. Er versuchte schon damals der Ansicht Ausdruck, daß auch künstlich erzeugtes Fieber wohl ähnliche Wirkungen zeitigen würde. Zuerst machte er mit Tuberkulin Versuche und später erzeugte er durch Infektion mit Malaria-Erregern die bekannten Fieberanfälle. Die letztgenannte Krankheit können wir bekanntlich mit Chinin ziemlich schnell und zuverlässig heilen. Die Erfolge mit dem künstlich hervorgerufenen Malariafieber bei Paralytikern übertrafen alle Erwartungen.

Nachdem nun auch von anderen Ärzten die günstige Wirkung der Malaria auf den Verlauf der Gehirnverwundung festgestellt worden ist, können wir heute sagen, daß durch Behandlung mit Malaria-Erregern in einem Drittel der Fälle die feistlichen Krankheitszeichen auch bei schon recht vorgeschrittenen Leiden, zum mindesten wesentlich gebessert und in einem weiteren Drittel die Krankheit soweit geheilt werden kann, daß überhaupt keine Zeichen von Paralyse mehr sichtbar sind und volle Berufsfähigkeit erlangt wird. Gewöhnlich stellen sich die ersten Anzeichen der Besserung erst Wochen und Monate nach den künstlich erzeugten Malariaanfällen ein, und, soweit unsere Erfahrungen reichen, pflegen Besserung und Heilung von langer Dauer zu sein.

Es ist mit großer Wahrscheinlichkeit zu erhoffen, daß es auf diesem Wege gelingen wird, allmählich dieser fürchterlichen Geißel der Menschheit Herr zu werden.

Erdkunde

Was wir vom Erdinnern wissen. Ein berühmter englischer Ingenieur hat dieser Tage den Vorschlag gemacht, einen 12 Kilometer tiefen Schacht in die Erde zu graben, um zu sehen, „was drin ist“. Diese etwas phantastische Idee wird wohl noch lange auf ihre Ausführung warten müssen. Desto eifriger beschäftigt sich die Wissenschaft in theoretischen Berechnungen und Forschungen mit dem Problem der Tiefengliederung der Erde, und sie hat allerlei wichtige Feststellungen gemacht, über die Siegfried Köch in den „Naturwissenschaften“ einen Ueberblick gibt. Wir dürfen annehmen, daß im Innern der Erde die Dichte größer ist als außen. Bei der Temperatur des Erdinnern kann die Wärmezufuhr durch die Sonnenstrahlung nur sehr gering sein. Messungen in Bergwerken und bei Tunnelbauten haben aber ergeben, daß in den zugänglichen Tiefen eine Zunahme der Temperatur um 1 Grad für je 25—33 Meter Tiefe herrscht. Die bei vulkanischen Ausbrüchen zutage geförderten Stoffe haben eine Durchschnittstemperatur von 1100 bis 1400 Grad. Für die Höhe der Temperatur des Zentrums haben wir aber keine sicheren Anhaltspunkte, denn die Annahme einer Temperatur vor mehreren 100 000 Grad, wie sie sich nach unseren Messungen für den Erdmittelpunkt errechnen ließe, ist absurd. Man muß eine allmähliche Abnahme der Temperatur nach innen annehmen und glaubt jetzt, daß die Temperatur, die schon in geringer Tiefe 1100—1500 Grad erreicht, bis zum Zentrum dieselbe bleibt. Wir haben uns bei Aufbau der Erde derartig vorzustellen, daß, um einen im Mikroskop flüssigen Zustand befindlichen Kern aus schweren Metallen sich zunächst eine Schale aus schweren Oxiden und Sulfiden, um diese wieder der leichtere Silikatmantel der Erde legt. Der letztere ist in sich differenziert in eine innere Schale komprimierter Silicate vor höherer Dichte und eine äußere, spezifisch leichtere Lithosphäre, in Sima und Sial. Es herrscht also eine physikalische und chemische Sonderung. Die Temperatur, der Druck, die Dichte, die Festigkeit, die Inkompressibilität nehmen nach innen zu, und zwar letztere drei sprunghaft. Für die Entstehungsgeschichte der Erde ergibt sich aus dieser Theorie der Schluß, daß die alte Hypothese der Abkühlung sehr wahrscheinlich ist.

Kulturgeschichte

Der Schilling — altes deutsches Geld. Die österreichische Krone wird mit dem Ende dieses Jahres aus dem Geldverkehr verschwinden und durch den Schilling ersetzt werden. Diese Wenderung der Geld-einheit ist Gegenstand langer Beratungen gewesen. Man stritt sich lange um den Namen, den das neue österreichische Geld erhalten sollte. Der Schilling, im Gotischen stillig, im Mittelhochdeutschen stilling genannt, ist eine alte deutsche Geldeinheit. Er war die Währungsstufe des Mittelalters, als der „Solidus“ — ein zwanzigstel Pfund oder Münzmark galt, sofern die tatsächlich geprägten Münzen dem vorgeschriebenen Silbergewicht entsprachen. Aus dem feinen Römerpfund ließ Pipin 22 und aus dem rauen 20 Schillinge prägen. Karl der Große teilte seine Mark in zwanzig Schillinge ein. Der Schilling trat auch als niederdeutsche Silbermünze auf; zuerst wurde er wohl um das Jahr 1400 in Lübeck vollwertig geprägt. Sein Wert verschlechterte sich indessen bald, bis er zuletzt in Mecklenburg während der Jahre 1848/52 nur noch 4 Pfennige galt. Es ist daher eine irrtümliche Annahme, zu glauben, der Schilling sei eine englische Bezeichnung. Das Wort entstammt vielmehr der deutschen Sprache und bedeutet Klänge; später wurde es von England und Norwegen übernommen. Möge die ursprüngliche Bedeutung des Namens dem österreichischen Volk eine gute Vorbedeutung sein.